



Pikante und heitere  
Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Heften à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.



— Halt, halt, meine Damen! Dreispännig fahr' ich nicht!

## Amerikanisch.

Von Jussuf Efendi.

Seitdem mein Freund aus Amerika zurückgekehrt war, hatte ich ihn nicht mehr lächeln sehen. Vor kaum einem Jahre war er als lebenslustiger, von Frohsinn und Heiterkeit übersprudelnder junger Mann nach der neuen Welt gegangen, um sich, wie er lachend sagte, eine reiche Frau zu holen; — sie sollen ja dort so alltäglich sein, wie bei uns die Späßen. Vor drei Monaten war er zurückgekommen, aber allein, und wenn ich ihn nach seiner Millionärin fragte, dann seufzte er nur, und kein Mensch wußte, ob dieser Seufzer den Millionen oder der daran hängenden Gattin galt. Nur soviel hatte ich herausgebracht, daß er in New-York einen reichen Farmer kennen gelernt hatte, auf dessen Gute er sich besuchsweise mehrere Wochen aufgehalten und, wie er behauptete, prächtig amüßert hatte. Allen weiteren Fragen war er standhaft ausgewichen, und so ließ ich ihn denn gewähren, in der festen Zuversicht, daß er schon selbst kommen würde, wenn er den Trost eines Freundes brauchen sollte. Und er kam wirklich.

Eines Tages stürzte er, athemlos vor Aufregung, in mein Zimmer mit den Worten: „Hurrah, ich bin noch Junggeselle!“

Erst sah ich ihn groß an, dann fragte ich: Ja, hast Du denn bisher daran gezweifelt?“

„Gezweifelt? Ich war vom Gegentheil überzeugt!“ rief er aus. Dann setzte er tiefaufathmend hinzu:

„Aber, Gott sei Dank, es war ein Irrthum, ein böser Traum, und der einzige Gedanke, der mir die Freude trüben kann, ist das Bewußtsein, daß ich ein rechter Eiel war.“

Mein Freund ließ sich in einen Stuhl nieder, ich reichte ihm schweigend die Cigarren, von denen er eine anzündete, indeß ich ihn erwartungsvoll ansah. Endlich begann er:

„Die größte Gelei, die ein Mensch begehen kann, ist die Verjämung einer Gelegenheit zur Liebe, sobald ihm eine solche von begehrenswerther Seite geboten wird.“

„Du kommst für Deine Jahre auffallend spät zu dieser Einsicht,“ erwiderte ich.

„Desto mehr aber bin ich von ihrer Wahrheit durchdrungen, und desto fester ist in mir der Vorsatz, mich nie wieder gegen den Liebesgott zu versündigen,“ versicherte mein Freund.

„Dann gratuliere ich allen Damen Deiner Bekanntschaft aus vollem Herzen. Ein Mann von solchen Grundsätzen und Fähigkeiten wird ein unschätzbares Mitglied der Gesellschaft sein. Aber nun erzähle, wie Du zu Deiner Weisheit gekommen bist.“

Mein Freund setzte sich in Positur und fuhr fort:

„Ich will Dich nicht mit meinen mannigfachen Erlebnissen bei meiner Jagd nach dem Glücke aufhalten, sondern verseye Dich gleich in das Haus des Farmers, von dem ich Dir schon erzählte. Der Farmer war Wittwer, und lebte mit zwei unerwachsenen Kindern und seinem Schwager zusammen. Der Letztere nahm etwa die Stelle eines Inspectors ein. Die

Hauswirthschaft besorgte eine Art Mädchen für Alles, eine üppig gewachsene, hübsche junge Person, welche die Pflichten von Hausfrau, Köchin und Stubenmädchen geschickt zu vereinigen wußte. Freilich von irgend welcher Bildung war bei ihr keine Rede; ich glaube, sie konnte nicht einmal lesen und schreiben.

Da ich nichts Besseres zu thun hatte, fing ich mit diesem immerhin recht appetitlichen Dinge eine kleine Liebele an, ohne jedoch dabei namhafte Fortschritte zu machen. Obwohl wir oft genug allein im Hause waren, wollte es mir doch nicht gelingen, Mary's Gunst soweit zu erringen, als ein Mann in meiner Lage es wünschen mochte. Ein Kußchen war Alles, was ich erreichte, und ich weiß nicht, woran es lag, aber ich konnte die Zaubergerte nicht finden, deren Schlag die Thür zu Mary's Schlafstammer geöffnet hätte. Dieser fortwährende Kampf, dieses mit jedem neuen Widerstand zunehmende Sehnen regte mich schließlich bis zur Raserei auf, so daß ich zuletzt mich mit dem Gedanken befreundete, rohe Gewalt an Stelle gültlicher Bewerbung treten zu lassen.

Ganz wider Erwarten bot sich dazu eine Gelegenheit, wie ich sie nie zu hoffen gewagt hatte. Eines Morgens — wir waren wieder allein im Hause — kam Mary mit einem Leintopf in der Hand in mein Zimmer und bat mich, ihr behilflich zu sein, einen Fuß an ihrer Kommode festzuleimen. Sofort reisten in mir verbrecherische Pläne. In Mary's Zimmer angelangt, räumten wir zunächst die schadhafte Kommode ab, wobei ich Gelegenheit hatte, die Ordnung und Sauberkeit zu bewundern, die überall herrschte. Insbesondere lenkte ich auf das reinliche Bett einen prüfenden Blick und ich fühlte etwas wie Schwindel in den Augen. Nun legten wir gemeinsam vorsichtig die Kommode um. Mary bestrich den abgebrochenen Fuß mit Leim und preßte ihn an seine Stelle. Während sie ihn mit der Hand andrückte, sagte ich:

„Haben Sie denn gar keine Furcht, liebe Mary, mit einem Manne Ihr Schlafzimmer zu betreten, von dem Sie wissen, daß er Sie leidenschaftlich liebt?“

„Muß man sich denn vor denen fürchten, von denen man geliebt wird?“ fragte Mary mit einem Augenaufschlag, der mein Blut in den Schläfen klopfen ließ.

„Ja,“ sagte ich, „wenn man die treue und beständige Liebe eines Mannes so hartnäckig zurückweist, wie Sie es mit mir thun, so hat man wohl Ursache zu fürchten, der Mann werde das Recht, das seine Liebe ihm erworben und eine strafbare Grausamkeit ihm versagt, mit Gewalt fordern.“

„Welches Recht habe ich Ihnen verweigert?“ fragte Mary lächelnd. „Ich habe mich von Ihnen küssen lassen; ja, ich schenke Ihnen soviel Vertrauen, Sie in mein Zimmer eintreten zu lassen, was wollen Sie noch mehr? Welches Recht glauben Sie durch Ihre angebliche Liebe erworben zu haben?“

„Was ich noch mehr will! Merken Sie es denn nicht?“ rief ich, sie mild ansehend, indeß sich meine Brust in kurzen, schweren Athemzügen hob.

„Ich weiß nicht, was Sie meinen?“ flüsterte Mary, und senkte erröthend den Blick.

Dies war das Signal zum Angriff. In diesem Augen-

blicke h  
ein Tig  
es mit  
einen sch  
fühlte ic  
drehte ic  
nes Wi  
war au  
Kleider  
mit beid  
gefaßt,  
dieser un  
ganz ei  
Worte  
daß ich  
blieb, a  
Grunde  
Schuldb

D  
uns alle  
weiter  
noch w  
Hause  
schlimme  
men Pl  
mit der  
wartung  
bald M  
Worten

„  
Wirthes  
„  
beeilte i  
Rede kl  
Welt be  
G  
wir ein

„  
mir hal  
halten.

sein, da  
Gast, i

„  
ich verl

„  
so stren

der Lieb

Tabaks

letztere

schaffen,

gegeben

Und ha  
Noth z

„  
ten zu

begreife

blicke hätte mich keine Macht der Erde zurückgehalten. Wie ein Tiger stürzte ich auf das reizende Wesen los, umschlang es mit meinen Armen und warf es auf das Bett. Mary stieß einen schwachen Hilfeschrei aus, und im nächsten Augenblicke fühlte ich mich von kräftigen Armen emporgerissen. Wüthend drehte ich mich um und sah mich den kräftigen Gestalten meines Wirthes und seines Schwagers gegenüber. Auch Mary war aufgesprungen, ordnete in sichtlich Verwirrung ihre Kleider und eilte hinaus, das vor Scham geröthete Gesicht mit beiden Händen bedeckend. Ich hatte mich indessen soweit gefaßt, um meinem Wirth gegenüber meinem Unmuth über diese unbetene Einmischung Luft zu machen. Der aber sagte ganz einfach: „Beruhigen Sie sich!“ und begleitete diese Worte mit einem so kräftigen Druck seiner nervigen Hand, daß ich wohl einsehen mußte, daß mir nichts weiter übrig blieb, als mich zu beruhigen. Ueberdies fühlte ich mich im Grunde genommen so wenig in meinem Rechte, daß schon mein Schuldbewußtsein genügte, um mich verstummen zu machen.

Der Aufforderung meines Wirthes gemäß begaben wir uns alle Drei in sein Zimmer, um, wie er sagte, die Sache weiter zu besprechen. Es war mir nicht recht klar, was er noch weiter von mir verlange. Wollte er mich aus seinem Hause werfen, so konnte er das einfacher haben. Ich trat mit schlimmen Ahnungen mit den beiden Männern ein. Wir nahmen Platz, zündeten uns Zigarren an und mein Wirth schänkte mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt Wein ein. Erwartungsvoll folgte ich ihm mit den Blicken und mir sollte bald Alles klar werden. Er wendete sich an mich mit den Worten:

„Sie werden glauben, daß ich die heiligen Pflichten des Wirthes gegen seinen Gast verlegt habe?“

„Sie sind der liebenswürdigste Wirth von der Welt,“ beeilte ich mich, ihm zu versichern. Denn der Anfang seiner Rede klang ermutigend und ich wollte ihn um Alles in der Welt bei guter Laune erhalten.

Er verbeugte sich mit dem verbindlichen Lächeln, mit dem wir ein verdientes Lob abzulehnen pflegen. Dann fuhr er fort:

„Es freut mich, daß Sie eine so gute Meinung von mir haben, und ich werde mich bemühen, mir dieselbe zu erhalten. Allein umsomehr müssen Sie doch darüber erstaunt sein, daß ich die Taktlosigkeit besitze, Sie, als meinen lieben Gast, in den unschuldigsten Vergnügungen zu stören.“

„Das war doch wohl nicht so ganz unschuldig,“ bemerkte ich verlegen.

„Nein, nein,“ lachte mein Wirth, „ich urtheile nicht so streng wie Sie. Ganz im Gegentheil. Ich halte den Genuß der Liebe für ebenso harmlos und unschuldig als den des Tabaks und des Weines. Ja für noch weit unschuldiger. Denn letztere sind von uns zum Kitzel unserer Sinne künstlich geschaffen, der Genuß der Liebe aber ist ein von der Natur uns gegebener, und ebenso natürlich und unschuldig als der Schlaf. Und habe ich wohl ein Recht, Sie im Schlafe ohne dringendste Noth zu stören?“

„Nun, es freut mich, bei Ihnen so vernünftige Ansichten zu finden, wie ich erwartet habe, aber in der That, dann begreife ich nicht —“

„Sehen Sie,“ fuhr er fort, als ich stockte, „daß ich mit meiner anfänglichen Annahme Recht hatte. Sie können mein Vorgehen nicht begreifen. Ich wundere mich darüber nicht, und bin nun bereit, Ihnen Rechenschaft darüber abzulegen.“

„O bitte, dessen bedarf es nicht,“ warf ich ein.

(Schluß folgt.)

## Lebensregeln.

Wir scheint: nur derjenige Mann ist der Frauenliebe würdig, der die Frauen auch respektirt; leider denken die Frauen selbst nicht immer so.

\*

Die Käuflichkeit des Weibes ist die Strafe Desjenigen, der sie kauft.

\*

Die absolut schönen Frauen haben genau so viel Schamhaftigkeit, als sie brauchen, um ihre Schönheit zur Geltung zu bringen.

\*

Unter tausend Männern gibt es hundert, die die Frauen lieben, zwanzig, die die Frau lieben, Einen, der eine Frau liebt.

\*

Sehr viele Frauen träumen mit einem Manne und verwirklichen ihren Traum mit einem andern Manne.

\*

Das Spiel ist dem Vernünftigen eine Zerstreuung, dem Schwachkopf eine Leidenschaft.

Alexander Dumas.



## Unter Bauern.

Von Armand Silvestre.

I.

Es ist zur Herbstzeit, gegen sechs Uhr; nach einem gewitter-schwülen Tage naht der Abend heran. Der Himmel ist klar und prangt im schönsten Azurblau; nur am Horizont hängt eine violette Wolke, über die viele kleinere, in purpur-

nen Dunst gehüllt, hinwegjagen. Ein schwacher Windhauch erhebt sich und segt von den Bäumen zu beiden Seiten der staubigen Straße dürre Blätter hernieder. Eine gewisse Schwermuth ruht auf der Landschaft ringsumher, als würde die Natur darüber trauern, daß sie den tausenden und aber tausenden Liebespaaren bald nicht mehr ein schützendes Obdach unter Gottes freiem Himmel werde bieten können.

Am Fuße der Anhöhe hält der Kärner Wilhelm eine Weile still, um sein Pferd verschnaufen zu lassen, ehe man den Aufstieg beginnt. Wilhelm war ein braver Bursche, geldgierig wie alle Bauern, aber fleißig und arbeitsam, weil er in Wäldern seine Magdalena heimzuführen und bis dahin einen Spargroschen beiseite haben wollte, um nicht mit leerer Hand anzufangen. Magdalena war so hübsch in ihrem kurzen, rothen Röckchen, das wie eine umgekehrte Tulpe aussah. Um für seine Fuhr um ein Weniges mehr zu bekommen, hatte Wilhelm seinen Karren übermäßig mit Bausteinen beladen, die er auf den Gipfel des Hügels fahren sollte, wo irgend ein schwachköpfiger Städter sich ein „Schloß“ erbauen wollte.

Das Thier schnaute geräuschvoll, einen Dunst durch die Nüstern entsendend; der Kärner wischte sich mit dem Hendaärmel den Schweiß von der Stirne und dachte dabei an sein Mädel.

## II.

Doch er sollte ja vor Anbruch der Nacht am Ziele sein, um seine Last abzuladen.

— Hü! rief Wilhelm laut, indem er sein Pferd mit dem Ende des Peitschenstiels berührte. Das Thier zog an, doch es schien, als wäre inzwischen die Last noch größer geworden; denn nachdem das Pferd einige Anstrengungen gemacht hatte, ohne den Karren vom Fleck zu bringen, fiel es zurück und lehnte sich an die Deichsel, ohne mehr anzuziehen.

— Hü! wiederholte Wilhelm, indem er diesmal dem Pferde einen sanften Schmiß gab. Das Thier machte neuerliche Anstrengungen und zog den Karren einige Schritte weit; dann gruben sich die Räder abermals in den aufgewühlten Boden ein.

Wilhelm begann zu fluchen.

Am Wege stand ein Haus, mit einem Gärtchen dahinter. Vor der Hausthür stand ein Mann, der ruhig seine Pfeife rauchte. Durch die offene Hausthür konnte man die dralle Bäuerin schauen sehen, die aus der Küche das Eggeschirr herbeiholte, um im Hausflur, wo ein Kanarienvogel lustig in seinem Bauer pfiß, den Tisch zur Abendmahlzeit zu rüsten.

— He, Gevatter, helft mir ein wenig! rief Wilhelm dem Manne zu.

Der wackere Bauer, Anselm, trat näher, prüfte mit kundigem Auge die Sachlage und sprach:

— Mein Junge, Du bringst Das nicht hinauf, ohne Dich zu erleichtern.

— Was? ich soll einen Theil der Steine auf der Straße zurücklassen? Das wäre eine saubere Arbeit! Helft mir nur die Räder aus dem Loch bringen, dann wollen wir sehen...

Der biedere Anselm stemmte sich dienstwillig gegen eines der Räder, während Wilhelm bei dem andern dasselbe that.

Allein, obgleich auch das Pferd sich mit aller Kraft ins Zeug legte, blieb der Karren doch in der tiefen Doppelfurche haften, die er sich gegraben hatte.

— Ich wiederhole Dir, Freund, Du kommst nicht hinauf, ohne Dich zu erleichtern, sprach Anselm von neuem.

Wilhelm war jetzt wüthend und hieb fluchend auf das arme Thier los, während er selbst sich neben dem Pferde an die Deichsel spannte.

— Gott mit Dir, Kamerad! sprach der Bauer. Ich gehe hinein, denn mich hungert's und es beginnt zu regnen.

In der That fielen schwere, breite Tropfen, die sich geräuschlos im Sande verloren. Die violette Wolke, die vorhin den Horizont eingesäumt, hatte sehr rasch einen großen Weg am Firmament zurückgelegt und hing jetzt, zum Plagen bereit, just über der Gegend.

— Ich komme nicht weiter! sagte sich Wilhelm betrübt.

Und er klopfte an die jetzt geschlossene Thür, hinter welcher der Bauer Anselm verschwunden war.

— Nun? was sagte ich Dir? rief der Bauer, indem er öffnete.

— Daß ich nicht hinaufkommen würde, ohne mich zu erleichtern, und Du hattest Recht. Kannst Du mich und mein Pferd die Nacht beherbergen?

— Hast Du Geld?

— Einen Thaler; den will ich Dir geben.

— Gilt! sagte der Andere, dem ebenfalls das Geld über Alles ging.

— Aber wir haben doch nur ein Bett! warf jetzt die Bäuerin ein.

— Laß gut sein, Weib, wir werden uns die eine Nacht schon behelfen. Hole eine Flasche von dem weißen Heurigen aus dem Keller!

Frau Anselm gehorchte und der weiße Heurige ward sogleich gekostet. Aber es fehlte Wilhelm an der rechten Stimmung. Er dachte an Magdalena und daran, daß er ein recht schlimmes Tagwerk hinter sich habe.

## III.

Die Drei richteten sich so ehrbar und anständig ein, als man es nur wünschen konnte. Wilhelm ward an die der Wand zugekehrte Seite des breiten Ehebettes verwiesen; in der Mitte lag Anselm und auf der andern Seite Frau Anselm, mit dem Rücken gegen ihre zwei Schlafgenossen gewendet. Man glaube ja nicht, daß ich nunmehr eine Bombardement-Geschichte zum Besten geben wolle, von der Art, wie ich deren leider nur zu viel in meinem Leben erzählt habe. Nein, diesmal nichts von einer Familien-Artillerie! Es ist unnöthig, daß der verehrte Leser sich die Nase zuhalte. Gegen das geschilderte Sandwich-Arrangement der drei Schlafgenossen konnte die Moral nichts einzuwenden haben. Die eheliche Ehre bildete da eine Barrikade gegen alle bösen Gelüste. Aber ach, wie eitel sind doch die Vorsätze der Menschen, wenn das Verhängniß sich einmengt! Wenn die himmlischen Gewalten beschlossen haben, einen Hahnrei mehr zu machen, — und ach, Dies passirt so oft! — dann

vermag menschlicher Wille nichts dagegen. Anselm hatte zu viel weißen Wein getrunken und er mußte sich von dem ehelichen Lager erheben, um sich des Ueberflusses anderwärts zu entledigen. Als er die Ruhestätte wieder auffuchen wollte, sah er, daß inzwischen sein Weib in die Mitte des Bettes geslitten war, und weil er fürchtete, daß sie ihn rauh anfahren könnte, wenn er sie wecken würde, ließ er sie da, wo sie war und nahm seinerseits ihren Platz ein. — Der Gast ist müde und schnarcht! dachte er sich; ich habe nichts zu fürchten. Und mit dieser beruhigenden Sicherheit schlief er ein. Wie man sieht, war in diesem Falle Niemand strafbar; das Schicksal allein muß vor die Zuchtpolizei verwiesen werden. Wilhelm schnarchte allerdings, aber er träumte zugleich von seiner Magdalena und meinte im Traume ganz ehrlich, sie sei es, die er in seine kräftigen Arme schloß. Frau Anselm ihrerseits, die von der stattgehabten Vokalveränderung nichts gemerkt hatte, glaubte in ihrem Halbschlummer, sie empfangen von ihrem Bauer jenen Beweis ehelicher Zärtlichkeit, auf welchen sie rechtmäßigen Anspruch hatte. Und auch Anselm träumte. Er sah im Traume den armen Wilhelm wieder, wie er sein müdes Pferd mit der Peitsche bearbeitet und sich vergebens abmüht, seinen Karren fortzubringen. Und da begann der biedere Bauer im Schlafe zu reden.

— Sagte ich Dir's nicht, mein Junge? Du mußt Dich erleichtern, wenn Du weiterkommen willst . . .

### Der Tugendpreis.

Dem reichen Bux war's zu Gehör gekommen,  
 Daß Lydia, die schöne Sängerin,  
 Sich fest und freudlich habe vorgenommen,  
 Sich stets zu wahren Tugendreinen Sinn.  
 Er wurde von der Nachricht so gerührt,  
 Weil er der Künstler leichtes Leben kannte,  
 Daß er sich sagte: Solchem Sinn gebührt  
 Ein hoher Lohn, und ihr ein Päckchen sandte,  
 In welchem Lydia von seiner Hand  
 Ein Briefchen und fünfhundert Kronen fand.  
 Und in dem Brief war folgendes geschrieben:  
 „Da ich vernahm, (fast scheint es übertrieben),  
 Daß Sie trotz Schönheit, Lieblichkeit und Jugend  
 Zu bleiben stets ein Musterbild von Tugend  
 Sich vorgenommen, bin ich hier so frei,  
 Allmonatlich Sie mit fünfhundert Kronen  
 Für Ihre selbne Tugend zu belohnen.  
 Doch sollten Sie vielleicht in spätrer Zeit  
 Entschlossen sein, Ihr tugendhaftes Leben  
 Aus irgend einem Grunde aufzugeben,  
 Erkläre ich schon heute mich bereit,  
 Wenn Sie zu Ihrem Freunde mich erheben,  
 Allmonatlich mit ganzen tausend Kronen  
 Den mich beglückenden Entschluß zu lohnen.“

Jos. Ludwig.



### Harmlose Scherze.

Von Catalle Mendès.

#### Der unmögliche Selbstmord.

**M**ich aufzuhängen, eines Aprilmorgens, an einem riesigen wilden Rosenstrauch, dessen Knospen den keineswegs wilden Mund meiner süßen Kleinen nachahmen: dies war das Verlangen, das mich Tag und Nacht peinigte, seitdem Zweifel an der Treue der Vielgeliebten in mir aufgetaucht waren.

Um die Wahrheit zu sagen, wollte ich keineswegs einen häßlichen Strick, aus Hanf gedreht, mir um den Hals legen; ich sehnte mich nach einem ihrer Strumpfbänder, einem Band von hellblauer Seide mit einer Perlenklopf, um mich daran aufzuknüpfen, eines Aprilmorgens, an einem riesigen wilden Rosenstrauch, dessen Knospen dem keineswegs wilden Mund meiner süßen Kleinen nachahmten.

Gestern, während sie noch schlief, habe ich da und dort in ihrem Toilette-Zimmer gesucht; allein ich fand kein Strumpfband, weder ein solches vom rechten Bein, noch eins vom linken Bein. Denn sie hatte am Abend vorher alle beide bei Jemandem vergessen. Bei wem? Ach, ich weiß es wohl: bei wem. Und ihre Treulosigkeit benimmt mir selbst den Trost, daß ich mich mittelst ihres Strumpfbandes aufhängen könne, eines schönen Aprilmorgens, an einem riesigen, wilden Rosenstrauch!

### Das Almosen.

**Z**wischen den Dornhecken des Gäßchens, unter den Zweigen, von denen es weiße Rosenblätter regnet, trat die schönste Bettlerin auf mich zu, mit Lippen so roth wie die Klatzrose, mit Augen so blau wie die Veilchen und sprach: „Wanderer, erbarme Dich meiner, seit drei Tagen habe ich nicht geliebt!“

Ihre Bitte rührte mich tief, Das läßt sich wohl denken. Aber ach, mein Liebchen hatte mich eben erst so vollständig ausgeplündert, daß ich nicht das geringste Almosen geben konnte, und darum betrachtete ich mit nutzlosem Mitleid die schönste Bettlerin mit Lippen so roth wie die Klatzrose und Augen so blau wie die Veilchen, zwischen den Dornhecken des Gäßchens, unter den Zweigen, von denen es weiße Rosenblätter regnete.

Doch als sie die Ursache meiner unfreiwilligen Knauserei erfuhr, rief sie aus: „Ach, was verschlägt's! Erzähle mir, Wanderer, die reichen Geschenke, die Du Deiner Geliebten machtest, daß Du jetzt so arm bist! Erzähle mir, wie lieblich es Dir war, sie so zu beschenken und wie sie Dir dankbar gewesen für Deine Freigebigkeit. Und wenn ich mit geschlossenen Augen Deinen Worten lausche, werde ich vielleicht eine Wahnvorstellung von dem göttlichen Geschenke haben, hier zwischen den Dornhecken des Gäßchens, unter den Zweigen, von denen es weiße Rosenblätter regnet!“

### Der umgestürzte Wagen.

**A**uf blumigem Rasen ist der Wagen umgestürzt und zwischen dem Eisenkraut, das neugierig die Augenlein aufschlug, erblickte ich, oh Gräfin Lucinde, unter Deinem zurückgeschlagenen Rocke den rosig schimmernden Beginn einer Himmelsleiter.

Als Du in Deiner, auf die Räder gebrachten Karrosse wieder fort warst, habe ich mit liebeglühenden Lippen lange das glückliche Plätzchen geküßt, wo der Wagen Dich umgeworfen auf blumigem Rasen und das Eisenkraut neugierig die Neuglein öffnete, oh Gräfin Lucinde!

Glücklicherweise kam gerade ein Fiaker da vorüber! Auf diesen Mietswagen lud ich, um Dir sie zu bringen, all' meine Begierden und Hoffnungen und ließ auf das Pferd einbauen. Allein, am Saume der Straße saß die Hirtin Pison mit nackten Beinen im Grafe und lachte mich an mit ihren frischen Lippen und ihren weißen Zähnen; und ich neigte mich weit hinaus zu ihr und ehe ich noch Deinen Wagen erreichte, warf der meinige mich um, mitten unter Eisenkraut und Wintergrün!

**Kuß und Biß.**

Au die Spitze des Busens, da wo das rosige Verlangen sich erhebt, presse ich meine wonnedürstende Lippe und meine Zähne, und ich beiße mit der Wuth eines Wolfes, der eine köstliche Beute verschlingt, in die wilde Knospe des Fleisches mit der rosig schimmernden Haut.

Du klagst und seufzest: „Ach, Bösewicht! warum immer nur die linke Brust?“ Und Du schwörst, daß Du weinen würdest, wenn ich die wonnedürstende Lippe und die Zähne an die Spitze der Brust, da wo das rosige Verlangen sich erhebt, gar zu fest anpressen und gar zu grausam beißen würde.

Jawohl, immer die linke Brust und immer diese allein! Weil sie näher ist zu Deinem Herzen, Du Kind mit der heuchlerischen Unschuld, Geliebte mit den verlogenen Schwüren, schändliche Anbetungswürdige! Und es ist mir, als wäre es Dein Herz selbst, das ich zerfleische und an dem ich mich räche, wenn ich in die Spitze Deines Busens beiße, da wo das rosige Verlangen sich erhebt! . . .



**O . . . wann? . . . ? . . .**

Dürft' ich nur noch ein einzig' Mal  
In Deine treuen Augen schauen,  
In diesen ungetrübten, blauen,  
So räthselvollen Himmelsaal!

O könnt' ich nur diesmal bloß  
In diesen milden Liebessternen  
Mit sel'ger Lust erkennen lernen  
Mein Glück und meiner Zukunft Loos!

O küßtest Du Gewähr dem Mund  
Und machst' ein Ende allen Nöthen;  
Hauchst' leif' mit schämigem Erröthen:  
Nun — wenn's denn sein muß, sei's zur Stund —

H. Jacobs.



**Angelaufen.**

Baron A. „Du, ist Das wahr, daß Dir neulich das Kammerkätzchen Deiner Frau, die Jungfer Anna, eine so derbe Ohrfeige applicirte, als Du das Attentat auf ihre Unschuld versuchtest?“

Baron B. „Ja, sie hat sich recht wacker ihrer Haut gewehrt!“ J-s.

\*

**Arzte.**

Arzt: „Sind Sie damit einverstanden, wenn ich be- hufs Ihrer Krankheit noch ein Paar Collegen zum Consilium einlade?“

Patient: „Herr Doctor, Sie unterschätzen sich! Sie können mich ganz gut, ohne jede Beihilfe, durch Ihre Kunst allein — liefern!“

\*

**Aus der Schule.**

Pfarrer: „Sag' mir Jakob, wer jagte Adam und Eva aus dem Paradiese?“

Jakob: „Ein Engel mit dem feurigen Schwerte!“

Pfarrer: „Gut, Jakob. Kannst Du mir auch sagen, warum sie daraus verjagt wurden?“

Jakob: „Weil, weil — sie — sie — den Zins nicht bezahlen konnten.“

\*

**Kindermund.**

Der kleine Moritz begegnet neulich seiner Tante, die sich schon seit einiger Zeit in interessanten Verhältnissen befindet.

„Sage 'mal, Tante, fragt er sie, ziehst Du Dich denn nicht vor einem Spiegel an?“

„Warum?“

„Na, weil Du sonst hättest sehen müssen, daß Du Deine Tournüre auf der verkehrten Seite hast!“ R. G.

\*

**Unter Chemannern.**

— Also Deine Frau betrügt Dich?

— Ja.

— Mit wem?

— Mit einem Tenor.

— Hat er wenigstens Stimme?

## Die schöne Luciole. (27)

Roman von Charles Aubert.

Auch die Mageren hatten sich erhoben und rückten in drohender Haltung vor. Da zog der Kommissär einen Revolver aus der Tasche und richtete ihn auf die Unglücklichen, die so gleich zurückwichen.

— Glend! von neuem elend! ächzte die Sorque, während Chambardas und Rodion muthlos die Köpfe hängen ließen.

In diesem Augenblicke ward von der Straße her das Rollen eines Wagens vernehmbar. Ein Fiaker hielt vor dem Hause, welches Silvius Glimard bewohnte, und gleich darauf hörte man Schritte im Hofe.

— Was soll Das bedeuten? fragte der Polizei-Kommissär einigermaßen aus der Fassung gebracht.

Die Thür ging auf und Frigoulet erschien auf der Schwelle.

— Was geht hier vor? fragte er.

Und als die Seinigen ihm die Geschehnisse schnell erzählt hatten, rief er:

— Ei, ei! was will der alte, schäbige Kerl? Es gelüstet ihn vielleicht nach unserem Schatze? . . .

— Glender! ich werde Sie verhaften! schrie der Kommissär.

— Mich verhaften? Aber schwach! Hat man je einen so spaßigen Kommissär gesehen? Geben Sie Acht, daß Sie nicht selber ins Loch kommen!

— Ich werde meine Agenten holen, sagte der Kommissär, dem der Schweiß auf der Stirne stand. Das Gold, das ihr gestohlen, lasse ich in Beschlag nehmen und ihr Alle sollt auf die Galeeren kommen!

— Was sagen Sie: gestohlen? Nichts haben wir gestohlen! Wir sind ehrlicher als Sie! Sehen Sie dieses Schriftstück? Es ist der Schenkungs-Akt des Grafen Puymeras.

— Des Grafen Puymeras? rief der Beamte aus.

— Jawohl, des Grafen Puymeras, der mein vertrauter Freund ist, verstehen Sie wohl?

Die Mageren begriffen nichts von der Sache; aber sie sahen so viel, daß der Beamte angesichts der Reckheit Frigoulets immer unterwürfiger und verwirrter wurde.

— Gehen wir! sagte Frigoulet jetzt zu den Seinigen gewendet; Jeder nehme sein Felleisen und laßt uns diese Höhle verlassen.

Der kleine Bucklige ergriff eine Lampe und eilte ihnen nach. Er kam gerade in dem Augenblicke auf die Straße, als der schwer beladene Fiaker mit den Leuten sich in Bewegung setzte.

Als er ins Haus zurückkehrte, fand er den Kommissär in tiefer Niedergeschlagenheit.

— Ach ja, die Sache ist mißlungen, mein armer Bruder! rief der Zwerg.

— Wenn der lange Bursche nicht gekommen wäre! . . . Doch, was mich bei dieser Sache am meisten neugierig macht, ist der Name Puymeras. Du erinnerst Dich wohl, daß die Todtenregister-Auszüge, die ich für den Baron Firminy fabrizirte, auf diesen Namen lauteten. Es muß ein Geheimniß dahinter stecken, das ein Vermögen werth ist.

— Den Schlüssel bietet uns dieses Papier, sprach Silvius, indem er seinem Bruder einen Zettel reichte.

— 9755! las der Alte. Was soll Das bedeuten?

— Das ist die Nummer des Fiakers, der die Kerle weggeführt hat.

X.

### Nachforschungen.

Man kann sich wohl denken, daß die Mageren in Entzücken schwammen. Der Fiaker brachte sie nach dem Boulevard Magenta, wo Frigoulet die Wohnung gemiethet und eingerichtet hatte.

Neues Entzücken! neues Freudenjauchzen! Sie sollten endlich wie reiche Leute leben, wie wahrhaft reiche Leute!

Am nächsten Morgen war das erste Wort Frigoulets:

— Vor Allem müssen wir Friedrich herbeischaffen. Ich will mein Versprechen halten. Wenn ich nur wüßte, wie und wo ich anfangen soll.

— Ich habe eine Idee, sprach Diana.

— Laß hören.

— Während der Zeit, die ich bei Fräulein Madeleine zugebracht habe, glaubte ich zu bemerken, daß sie sich für Herrn Friedrich sehr interessirt. Es ist daher wahrscheinlich, daß sie uns Nachweisungen über ihn liefern kann.

— Das ist wahr! rief Frigoulet. Ich dachte schon gestern daran, aber sie war nicht zuhause. Ich will nun hinlaufen.

— Ich gehe mit, sprach Diana; ich bin ihr diesen Besuch schuldig.

— Und ich auch, fügte Chambardas hinzu. Auch ich will ihr danken.

Eine Stunde später waren alle Drei bei Madeleine.

Sie fanden das Mädchen in Thränen aufgelöst.

— Mein Gott! was ist Ihnen denn? fragte Diana, das Mädchen herzlich umarmend.

— Ach, ich fürchte ein großes Unglück. Seitdem meine Freundin Juliette geheirathet hat, ist mein armer Bruder René verschwunden.

— Seit dem Tage, da er mich hieher gebracht hat? fragte Diana.

— Ja, seither sind fünf Tage verflossen. Er ist bei seinem Pather, dem Notar nicht wieder erschienen, er ist nirgends gesehen worden. Oh, ich sterbe vor Angst! . . .

— Sie müssen sich noch nicht grämen; es wird ihm nichts Schlimmes zugestoßen sein. Doch haben Sie keine Vermuthung, wo er sein mag?

— Oh ja . . . und ich war eben im Begriff abzureisen, als Sie kamen. Ich habe allen Grund zu glauben, daß René in meine Freundin sterbensverliebt war . . . Als ich ihn das letzte Mal sah, erzählte er mir die schreckliche Scene, die in der Kirche zwischen Ihnen und Herrn Justin von Firminy stattgefunden hat.

— Oh, rief Chambardas, Der soll seinem Schickal nicht entgehen!

— Auch mein Bruder René schien sehr erbittert gegen diesen Herrn Justin. Das Benehmen dieses Glenden gegen Sie empörte ihn. Er fürchtete, Juliette könnte von ihm sehr schön behandelt werden und es sollte mich nicht wundern, wenn er den Ehegatten nachgefolgt wäre.

— Sind sie denn nicht mehr in Paris?  
 — Nein; ich habe gestern erfahren, daß sie nach Arpajon abgereist sind. Es scheint, daß Juliette dort ein Schloß besitzt.  
 — In der That, ich kenne das Schloß, rief Chambar- das. Dort haben wir den Baron Firminy kennen gelernt.  
 — Dort haben wir auch unsern armen Alexis verloren, fügte Frigoulet traurig hinzu.  
 — Auch Luciole haben wir dort verloren.  
 — Luciole? wiederholte Madeleine erstaunt.  
 — Ja; es war unsere Primadonna, sprach Frigoulet. Kennen Sie sie vielleicht?  
 Madeleine erröthete.  
 — Nein, nein, ich kann nicht sagen, daß ich sie kenne, sprach sie nach einigem Zögern.  
 — Was gedenken Sie nun zu thun? fragte Diana.  
 — Ich will sogleich nach Arpajon gehen. Ich kenne mei- nen Bruder René und bin überzeugt, daß er der armen Ju- liette gefolgt ist. Nach Allem, was ich über diesen Justin von Firminy erfahren habe, muß mein armer Bruder in tausend Gefahren sein.  
 — Sie haben Recht, Fräulein, sagte Chambar- das. Eilen Sie sich, denn der Glende ist jeder Niedertracht fähig. Ich mache Ihnen den Vorschlag, sammt meiner Tochter Diana Sie dahin zu begleiten. Ich kenne das Schloß und könnte Ihnen dort nützlich sein. Ueberdies habe ich selbst eine Rich- tung mit Justin von Firminy zu regeln.  
 — Ich nehme mit tausend Dank Ihren Vorschlag an! rief René's Schwester.  
 Jetzt nahm Frigoulet das Wort.  
 — Könnten Sie, Fräulein Madeleine, vor Ihrer Ab- reise nicht sagen, was aus Ihrem Nachbar, Herrn Friedrich geworden ist?  
 — Nein, mein Herr, ich kann Ihnen keine Auskunft geben. Ich selbst bin erstaunt über seine Abwesenheit, aber ich weiß absolut nicht, wo er ist. Ich weiß nur so viel, daß eine Lieb- schaft ihn stark in Anspruch nimmt. . . . Sie haben vor- hin den Namen seiner Geliebten ausgesprochen. Sie heißt Luciole.  
 — Wie? er wäre der Geliebte Luciole's?  
 — Ich habe jenes Weib öfter hier gesehen. Sie ist eine große, schwächliche Person mit rothblondem Haar.  
 — Sie ist's! rief Frigoulet. Können Sie uns sagen, wo sie wohnt?  
 — Ich weiß es nicht; nur zufällig habe ich ihren Na- men erfahren.  
 — Thut nichts; ich werde sie finden!

XI.

Das weiße Gift.

Bevor er sich auf die Suche machte, fand es Frigoulet für gut, den alten Jaques aufzusuchen und ihm einige Hoff- nung einzusflößen.  
 — Kann ich Herrn Jaques sehen? fragte er, als die Negerin ihm öffnete.  
 — Ja, Herr Frigoulet, erwiderte Aghara, über den Anblick des Burschen erfreut. Er ist heute nicht ausgegangen.

Der Graf saß in seinem Lehnstuhl und wärmte sich am Kamin.  
 — Ah, Sie sind's, mein Freund? rief er. Was wün- schen Sie von mir?  
 — Gnädiger Herr, ich möchte Ihnen nur melden, daß ich mit den Nachforschungen begonnen habe, die Sie mir auf- getragen, und daß ich auf der Spur bin.  
 Der alte Jaques begriff nicht sogleich.  
 — Welche Nachforschungen meinen Sie?  
 — Erinnern Sie sich nicht, daß Sie mich beauftragten, Herrn Friedrich aufzusuchen?  
 — Ah ja, Friedrich. . . . meinen Friedrich. Nun?  
 — Er hat eine Geliebte.  
 — Ah!  
 — Ja; ich kenne sie sogar; unglücklicherweise weiß ich ihre Adresse nicht.  
 — Schade! . . .  
 — Aber ich werde sie finden! Bei diesem Weibe muß Herr Friedrich sein!  
 — Sie glauben? Nun, dann suchen Sie, suchen Sie! . . . Ich muß mich auf Sie verlassen, denn ich fühle mich so seltsam matt, fast ohne alle Kräfte.

Als Frigoulet am nächsten Tage wiederkam, fand er den Alten an demselben Plage. Er befand sich in einem Zustande lässiger Trägheit, aus welchem ihn nichts herauszubringen vermochte. Als der lange Bursche kam, machte der Alte nicht die geringste Bewegung. Er lächelte ihn nur an und sagte in schier kindischem Tone:  
 — Guten Tag, mein Herr!  
 Er hatte also selbst seinen Namen vergessen.  
 Auf Alles, was der ehemalige Clown ihm nun sagte, hatte er blos ein gleichgiltiges „Ah!“ zur Antwort.  
 Er hat augenscheinlich sein Vorhaben geändert, sagte sich Frigoulet, indem er sich entfernte.  
 Am dritten Tage fand Frigoulet die Negerin in Thrä- nen gebadet.  
 — Was ist denn? fragte er die Magd. Ist Herr Jaques etwa krank?  
 — Ah, der gnädige Herr ist ganz blöd. . . . ganz blöd. . . . Er rührt sich nicht und ist nichts.  
 Frigoulet fand den Alten in demselben Lehnstuhl sitzend und mit der Feuerzange spielend. Das Auge starrte in die Leere, der Mund stand halboffen.  
 Als er den langen Burschen erblickte, versuchte er zu lä- cheln und stammelte:  
 — Eh. . . . eh. . . . eh. . . .  
 Eine ergreifende Stumpfheit lag auf seinem Gesichte; der Blick war ausdruckslos; die Unterlippe hing herab; seine Bewegungen waren listlich wie diejenigen eines Kindes.  
 — Gnädiger Herr! was ist Ihnen denn? fragte Frigoulet. Der Alte schaute ihn mit seinem matten Lächeln an und wiederholte:  
 — Was ist Ihnen denn?  
 — Mein Gott, er ist verloren! rief Frigoulet. Man muß schleunigst einen Arzt holen. Aghara, eilen Sie!

(Fortsetzung folgt.)

Caviar's Post.

J. W. Hamburg. Gute Sachen von Jedermann.

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Verlag: Budapest, Grenadiergasse 8.

Verlag von Gustav Grimm in Budapest.

Druck von F. Gashmann Budapest, (Karlsch-Bazar).